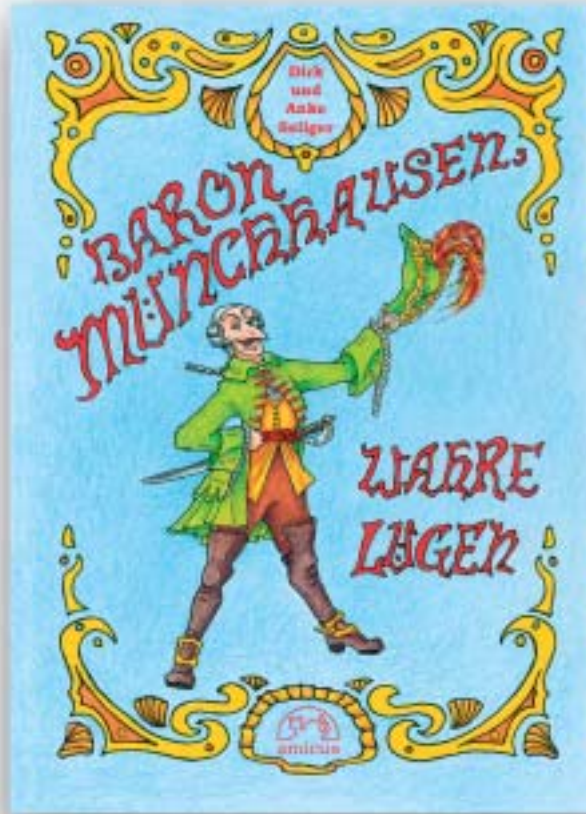


Demnächst:
Dirk und Anke Seliger
Baron Münchhausens wahre Lügen



Mit vielen s./w. Illustrationen
Für Leser von 11 Jahren an.

ISBN 3-935660-15-4
XX,XX Euro

Die Geschichten des Barons von Münchhausen gelten seit jeher als bloße Aufschneiderei und Lüge. Doch was wäre, wenn die Erlebnisse des alt gedienten Freiherrn überhaupt nicht erlogen sind? Was wäre, wenn Münchhausen seinen Abenteuern nur deshalb einen absurden und hanebüchenen Anstrich verlieh, um die Welt vor der weitaus haarsträubenderen Wahrheit zu bewahren, für welche ihm die Menschheit noch nicht reif genug erschien? Einige dieser unglaublichen Geschehnisse werden im vorliegenden Buch zum allerersten Mal der Vergessenheit entrissen, und zwar vom angeblichen Lügenbaron höchstpersönlich!

Inhalt

Vorwort	5
Münchhausens Vermächtnis	9
Münchhausen und das Erbe der Nibelungen	20
Münchhausen und das Vogelschießen	27
Münchhausen und das ewige Leben	31
Münchhausen und das schwarze Gold	40
Münchhausens Harzreise	44
Münchhausen und das Familiengespenst	49
Münchhausen und der Postkutschenraub	53
Münchhausen und die Posaune von Jerichow	60
Münchhausens Offenbarung	65
Deutschland in den Grenzen von 2001	69
Wörterklärungen	70
Historische Hintergründe und Überlieferungen	68
Münchhausen und die vier Elemente	90
In eigener Sache	94

Münchhausens Vermächtnis

Mein Name ist Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen. Ich stehe in dem Ruf, ein schamloser Lügner und Aufschneider zu sein. Manche behaupten sogar, dass ich die Realität ignorieren würde. Das alles ist jedoch maßlos übertrieben. Sicher, gern gebe ich außergewöhnliche Anekdoten zum Besten und foppe meine Zuhörer nicht selten durch Jägerlatein. Aber niemand käme auf die Idee, alle Weidmänner als Lügner zu bezeichnen, nur weil sie ihre Jagderlebnisse geringfügig übertreiben!

Bei mir war das etwas anderes. Ich wurde zum Lügenbaron, weil einige übereifrige Herren Schindluder mit meinem Namen trieben. Sie griffen meine Erzählungen auf, veränderten sie, erfanden neue hinzu und zogen alles ins übermäßig Absurde. Und während die Herren Raspe, Bürger, Immermann und Kästner, um nur einige zu nennen, finanzielle Vorteile gewannen, indem sie die Wirklichkeit ins Gegenteil kehrten, wurde ich zum Synonym für alle, die es mit der Wahrheit nicht so genau nehmen.

Dabei habe ich tatsächlich Abenteuer erlebt, die jedes erfundene Lügenmärchen in den Schatten stellen. Im Russisch-Türkischen Krieg beispielsweise erkundete ich nicht nur durch außergewöhnliche Aufklärungstechniken die feindlichen Geschützstellungen und Mannschaftsstärken, ich sorgte auch dafür, dass unser Oberbefehlshaber, der Generalfeldmarschall Potjomkin, bei der Kaiserin nicht in Ungnade fiel. Denn kaum hatten unsere Truppen in Südrussland erste Erfolge verzeichnet, da kam auch schon Katharina II. mit ihrem Hofstaat angereist, um ihre neuen und alten Besitztümer zu begutachten. Doch das gesamte Gebiet ließ keinen besonderen Wert erkennen.

Zu sehr war es von den Folgen des Krieges gekennzeichnet. Die hohen und zugegebenermaßen übertriebenen Erwartungen der Kaiserin an den Prunk und die Schönheit ihrer Ländereien würden zweifelsohne nicht erfüllt werden. Und in ihrer Enttäuschung hatte sie schon so manchem treuen Gefolgsmann mehr angetan als ihn nur in die Verbannung zu schicken. Niemand wollte jetzt in Potjomkins Haut stecken.

Ich jedoch wusste einen Rat und unterbreitete ihn dem Generalfeldmarschall. Demnach sollten unsere Truppen in Gefechtsphasen hölzerne Häuserfronten zusammensetzen, bemalen und aufstellen. Viele dieser Fassaden ergäben Dörfer und Städte, je nach Belieben, und wenn die Kaiserin beim Passieren der Kulissen aus ihrer Kutsche schaute, würde sie den Unterschied zu echten Ortschaften schwerlich ausmachen können. Potjomkin meinte, der Plan wäre dermaßen irrsinnig, dass er einfach funktionieren müsse. Er hatte auch keine andere Wahl.

Sofort stellte der Generalfeldmarschall das halbe Heer für die Umsetzung des Vorhabens ab. Binnen kürzester Zeit gelang es uns, mehrere Dörfer und eine relativ ansehnliche Stadt aus dem von Kämpfen verwüsteten Boden sprießen zu lassen. Am Tage der Ankunft von Katharina II. gab Potjomkin sicherheitshalber noch zwei Kompanien den Befehl, sich mit Kleidungsstücken und Stoffen aus der bisherigen Kriegsbeute wie reiche Zivilisten auszustaffieren und die Fassadenorte zu bevölkern. Schließlich sollte alles perfekt aussehen.

Die Kaiserin kam, fuhr vorbei und verlieh dem Oberbefehlshaber ihrer Streitkräfte einen Orden für die Erfolge seiner Kriegsführung. Ich bekam von Potjomkin aus Dankbarkeit einige Wochen Heimaturlaub.

Leider geriet meine maßgebliche Beteiligung an diesen Ereignissen bald in Vergessenheit, anders als die Geschichte selber. Trotz Potjomkins Befehl zum Stillschweigen musste irgendwann irgendetwas irgendwie durchgesickert sein, denn bereits kurze Zeit später sprach jeder, der seine Rede auf die Anwendung von Blendwerk brachte, in diesem Zusammenhang nur noch von „Potjomkinschen Dörfern“.

*

Ein anderes meiner bemerkenswerten Abenteuer hatte mich bereits 31 Jahre vor den Geschehnissen in Südrussland nach Venedig geführt. Dort war ein alter Bekannter von mir, ein gewisser Giacomo Casanova, unschuldig inhaftiert worden, und ich wollte mich um seine Befreiung bemühen. Das venezianische Gefängnis, die so genannten Bleikammern, lag unter den mit Blei gedeckten Dächern des Dogenpalastes und galt als ausbruchsicher. Ich brauchte einige Zeit, die örtlichen Gegebenheiten zu studieren. Dann ging ich daran, meinen riskanten aber ausgeklügelten Befreiungsplan in die Tat umzusetzen.

Die Nacht vor dem Allerheiligenfest schien mir am geeignetsten für einen Gefängnisausbruch. Der Palast des Dogen würde wie immer bis auf die Wachen und einen Wärter für die Gefangenen nahezu verwaist sein. Den Feiertag dann verbrachten der Doge, der Rat, die Inquisitoren und alle anderen meist außer Haus. Eine Flucht liefe also nicht Gefahr, zu früh entdeckt zu werden.

Als nun der Gefängniswächter am besagten Abend seinen nächtlichen Dienst antreten wollte, beraubte ich ihn als erstes für einige Stunden seiner Handlungs- und Bewegungsfreiheit. Danach zog ich die Kleider des Aufsehers an und ging an seiner statt zu den Bleikammern. Die Wachen am Tor bemerkten nichts. Sie hatten nämlich zuvor einen anonymen Präsentkorb mit Alkohol von mir bekommen und diesem reichlich zugesprochen. Der Weg zu den Zellen war jetzt ein Spaziergang. Das Besorgen der Schlüssel hingegen nicht. Diese befanden sich in einem Schrank, der einem Ochsen Platz geboten und dessen Wüten vielleicht sogar standgehalten hätte. Ich brauchte die ganze Nacht, um die Schranktür aufzubrechen, denn ein passender Schlüssel dafür war in den Sachen des Wärters nicht zu finden gewesen. Auch das Dienstzimmer des Aufsehers, das einer besseren Abstellkammer glich und dessen einziges Inventar aus einem Hocker, einer Tischplatte und dem riesigen Schrank bestand, bot keinerlei brauchbare Hilfsmittel. Zum Glück besann ich mich rechtzeitig eines kleinen Messers mit aufklappbarer Klinge, das ich mir seinerzeit in der Schweiz von einem Waffenschmied der eidgenössischen Armee hatte anfertigen lassen. So musste ich meinen Befreiungsplan zum Glück nicht vorzeitig aufgeben, da mit Hilfe des Klappmessers die Tür des Schrankes schließlich doch noch aufsprang.

Es graute bereits der Morgen, als ich endlich mit einem großen Schlüsselbund bewaffnet den Korridor vor den Gefängniszellen abschnitt und den Namen meines Freundes rief. Er antwortete mir und kurz darauf standen wir uns dann Auge in Auge gegenüber, nur durch eine massive Kerkertür getrennt. Unsere Begrüßung fiel kurz aus, denn die Zeit lief uns davon. Aber Casanova bekam vor Überraschung sowieso kein vernünftiges Wort heraus. Ich wollte die Tür aufschließen, doch das stellte mich erneut vor ein Problem. Welcher der vielen Schlüssel war der richtige? Da half nur zeitaufwendiges Probieren!

„Beeile dich, mein Freund!“, sagte Casanova, der seine Fassung scheinbar wiedergefunden hatte und nun seiner Freiheit entgegenfieberte. „Der Mantel der Nacht wird uns nicht mehr lange Schutz bieten.“

Es scheint ein Naturgesetz zu sein, dass bei einer Vielzahl von möglichen Varianten immer die letzte die richtige ist. So war es auch diesmal. Erst der letzte Schlüssel passte! Statt meines alten Zechkumpans marschierte jedoch ein kleiner Mönch durch die geöffnete Tür ins Freie.

„Das ist Pater Balbi“, stellte ihn Casanova vor. „Wir haben uns in den letzten Monaten diese Absteige geteilt. Er wird uns begleiten.“

„Also dann“, sagte ich und stiefelte los.

„Wollen wir nicht noch ein paar andere arme Seelen befreien?“, fragte Balbi.

„Keine Zeit mehr“, entgegnete ich knapp. „Wäre heute nicht Allerheiligen, hätte man uns nämlich ohnehin schon längst geschnappt.“

Ohne weitere Verzögerung gelangten wir nun in kürzester Zeit zum Ausgang. Dort mussten wir jedoch entsetzt feststellen, dass die besoffene Wache vor dem Tor bereits abgelöst worden war.

„Nur die Ruhe“, sagte ich, „von jetzt an läuft mein Plan für den Notfall.“

Den fragenden Blick meiner Begleiter ignorierend stattete ich sie mit einigen mitgebrachten Kleidungsstücken aus.

„Wenn wir jetzt da hinaus gehen, dann tut so, als hätten wir die ganze

Nacht durchgefeiert und wären jetzt, immer noch betrunken, auf dem Nachhauseweg.“

Im Betrunkensein hatten wir Übung. Casanova und ich jedenfalls. Diesmal brauchten wir es sogar nur zu spielen. Den Pater nahmen wir zwischen uns und hakten ihn unter den Armen ein, damit jetzt nichts mehr schief ging. Da dieser Teil des Dogenpalastes für den öffentlichen Besucherverkehr stets offen stand, wunderte sich auch niemand, als plötzlich drei augenscheinlich angeheiterte Saufbrüder nach draußen traten. Zurückgelassene leere Schnapsflaschen der Nachtwache verliehen unserem Auftritt noch zusätzliche Echtheit. Wir spazierten die Außentreppe des Palastes, die so genannte Treppe der Giganten, hinunter in den offenen Hof, und weil uns niemand aufhielt oder überhaupt beachtete, kamen wir uns selber schon wie kleine Giganten vor. Mit einer von mir bereitgehaltenen Gondel setzten wir unsere Flucht durch die Lagunenstadt fort. Von nun an klappte wirklich alles wie am Schnürchen. Pater Balbi verließ Casanova und mich gleich nach der Grenze der Republik Venedig. Wir beide reisten weiter über Bozen nach München.

Als sich unsere Wege dort schließlich trennten, sagte Casanova zum Abschied: „Frederico, mein Freund, die Rettung aus den Bleikammern werde ich dir nie vergessen. Ich verdanke dir mein Leben!“

Ich erwiderte:

„Es war mir eine Ehre, Giaco, altes Haus.“

„Seit der Flucht aus dem Kerker bin ich wieder wie neu“, konterte Casanova. Unser Lebewohl ging im Gelächter über dieses gelungene Wortspiel unter.

Einige Oberschlaue werden jetzt natürlich sagen, dass Casanova in seinen Memoiren die Flucht aus den Bleikammern ganz anders dargestellt hat. Und ich, der Baron von Münchhausen, komme darin schon gar nicht vor. Überhaupt wird mit keiner Silbe eine Bekanntschaft oder gar Freundschaft zwischen Casanova und mir auch nur angedeutet. Aber dafür gibt es selbstverständlich ebenfalls eine logische Erklärung: Giacomo Casanova wollte die wahre Geschichte seines Lebens an den Mann bringen. Wäre mein Name darin aufgetaucht, in welcher Form auch immer, hätte man auf der Stelle das Werk meines Freundes für bloße Phantasterei und eine schlechte Lügengeschichte gehalten und damit abgewertet. Mein Ruf als Lügenbaron war nur allzu bekannt! Dabei wurde der Wahrheitsgehalt der Memoiren Casanovas sowieso jahrelang angezweifelt. Ich konnte meinen Freund nur zu gut verstehen und verzeihe ihm deshalb, dass er mich verschwieg und eine andere Version seiner Flucht aus dem venezianischen Gefängnis erfand.

*

Im Jahre 1774 erlebte ich schließlich noch ein Abenteuer, das die Weltgeschichte nachhaltig beeinflussen sollte. Ich hatte auf einer meiner vielen Seereisen wieder einmal Schiffbruch erlitten und dümpelte nun auf einer alten Planke sitzend durch den Atlantischen Ozean. Doch erneut war mir das Glück hold. Ein ganzer Konvoi von Schiffen näherte sich bald meiner Position. Sie alle fuhren im Dienste der englischen Ostindien Company, wie ich später erfuhr, und beförderten einige Tonnen Tee zu den britischen Kolonien in der Neuen Welt. Meinen Rock wie eine Signalflagge schwenkend gelang es mir, den Kapitän des führenden Schiffes auf mich aufmerksam

zu machen. Allerdings wollte man mich zuerst gar nicht an Bord nehmen. Meine Rettung würde der Company zu viele Kosten bereiten. Gemeint waren damit natürlich meine Verpflegung und die Unterbringung bis zum Zielhafen Boston. Erst nach Vorzeigen meines Offizierspatentes konnte ich den Kapitän davon überzeugen, dass ich sehr wohl in der Lage war, alle durch mich entstehenden Unkosten bei unserer Ankunft in Amerika auf Heller und Pfennig zu begleichen. Glücklicherweise trug ich das entsprechende Schreiben auf meinen Reisen immer bei mir, und zwar in einer wasserdichten Blechdose. Man wusste ja schließlich nie, wozu man das Papier einmal brauchte, wie der vorliegende Fall bewies.

Fürs Erste hatte ich also meinen weit gereisten Hintern um ein weiteres Mal in Sicherheit gebracht, doch die folgende Seereise war alles andere als ein Vergnügen. Nicht nur, dass ich den Dienst eines einfachen Matrosen versehen musste, ich bekam auch kaum etwas zu essen, und zu trinken gab es, wenn überhaupt, dann nur abgestandenes Wasser oder englischen Tee. Und da heißt es immer, die Schotten wären geizig. Zu allem Überfluss saßen wir auch noch wegen einer Flaute mehr als eine Woche auf dem Ozean fest.

Schließlich kam der Schiffskonvoi aber doch noch in Boston an. Ich stand an der Reling und beobachtete das Anlegemanöver. In der Hand hielt ich einen Blechnapf voll Tee. Nach der wochenlangen entbehrungsreichen Fahrt hing mir dieses Gesöff regelrecht zum Halse heraus. Ich sehnte mich nach einem ordentlichen Schluck Bier. Ein Cognac wäre zur Not auch nicht schlecht. Oder Whisky. Meinen diesbezüglichen Durst hoffte ich in Boston endlich stillen zu können. Und angewidert kippte ich den Becher Tee in den Hafen. Das restliche Päckchen mit Teeblättern flog hinterher.

Gerade hatten die Schiffe der Engländer ihre Laufplanken ausgelegt, da stürmten auch schon einige Bostoner Bürger an Bord und taten es mir gleich. Bloß sie schmissen nicht nur ein Päckchen Tee in die Fluten, sondern die gesamte Ladung. Wer auch immer sich der aufgebrachten Menschenmenge in den Weg stellte, begleitete das britische Getränk auf seiner Reise ins Meer. Beim Anblick der im Hafenwasser versinkenden Massen des teuren Tees sprachen einige Aufrührer hämisch von einer gigantischen Tee-Party.

Als Urheber dieses Tumultes hielt ich es für das Beste, eine gewisse Distanz zwischen mich und den Brennpunkt des Geschehens zu bringen. Also stahl ich mich heimlich von Bord, indem ich das dicke Tau entlanghangelte, welches mein Schiff mit dem Ufer verband. Auf einer Bezahlung für meine Überfahrt beharrte nun niemand mehr. Die Engländer hatten ja auch ganz andere Sorgen.

Ich blieb noch eine Weile in Boston, um die weitere Entwicklung zu beobachten. So erfuhr ich, dass die Einwohner der britischen Kolonien in Amerika schon seit längerem über die hohen Zölle und Steuern murrten, welche sie auf Handelsgüter zahlen mussten, die aus dem Mutterland eingeführt wurden. Am meisten störte die Steuer auf Tee. Die Engländer holten ihn über den großen Teich, obwohl man in der Neuen Welt gern darauf verzichten konnte. Die Leute besaßen wohl einen anderen Geschmack, von der hohen Teesteuer ganz zu schweigen. Der Konvoi mit den vielen tausend Tonnen Tee, den niemand wollte, brachte das Fass dann schließlich zum Überlaufen. Und als man mich an der Reling meinen Tee entsorgen sah, da wussten die Menschen plötzlich, wie sie ihrem Unmut Luft verschaffen

konnten.

Allerdings blieb diese Tat nicht ohne Konsequenzen. Die Engländer ließen den Hafen von Boston sperren. Er sollte so lange geschlossen bleiben, bis die Bürger der Kolonien eine angemessene Entschädigung für die entstandenen Verluste der Ostindischen Gesellschaft bezahlt haben würden. Außerdem hob England die Selbstverwaltung der Provinz Massachusetts, in der Boston liegt, so gut wie auf. Und was erreichten die Engländer mit dieser Politik? Das Volk von Massachusetts stellte sich auf die Seite der Aufständischen von Boston und nach und nach folgten alle nordamerikanischen Provinzen diesem Beispiel. Die Kolonien erhoben sich gegen ihr Mutterland, was letztendlich im Jahre 1775 zu einem Krieg führte, der den besagten Provinzen die Unabhängigkeit bringen sollte und bereits 1776 in der Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika gipfelte.

Ich befand mich zu diesem Zeitpunkt allerdings schon wieder ganz woanders. Bei einem Abstecher nach Kentucky hatte ich mir ein Duell mit einem gewissen Daniel Boone geliefert und diesem so genannten amerikanischen Pionier gezeigt, dass das Schießen mit Feuerwaffen immer noch in Europa erfunden worden war. Danach verschlug es mich an die Ufer des Ontariosees, wo ich die Bekanntschaft eines Mannes machte, der vermutlich mehr Namen sein Eigen nennen konnte als ein Hund Flöhe. Bei den Indianern hieß er nur Falkenauge. Die Engländer riefen ihn Wildtöter oder Pfadfinder. La Longue Carabine, also die „Lange Büchse“, nannten die Franzosen den Mann, der ihnen im Dienste der britischen Armee das Ringen um nordamerikanische Kolonien erschwerte. Aber Nathaniel Bumppo, wie der Name meines neuen Freundes wirklich lautete, war am bekanntesten unter dem Namen Lederstrumpf. Zusammen mit seinem indianischen Freund Chingachgook, der „Großen Schlange“, vom Stamme der Mohikaner erzählten wir uns so manche Nacht am Lagerfeuer unsere außergewöhnlichen Abenteuer, bevor ich in die Alte Welt zurückkehrte. Natty Bumppo und Chingachgook waren Männer, die eine gute Geschichte durchaus zu schätzen wussten.

Aber wie dem auch sei, scheinbar gingen alle dieser außergewöhnlichen Episoden aus meinem Leben für die Nachwelt verloren, nur um erfundenen Lügenmärchen Platz zu machen, die den guten Namen der Familie von Münchhausen diskreditierten. Damit der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahre, werde ich einige meiner Geheimnisse offenbaren müssen. Und wer meine Geschichten nicht glaubt, der soll mir das Gegenteil beweisen! Denn eins steht fest: Ich lüge nicht, ich dehne nur manchmal die Wahrheit.